

Zwischen Apollon und Dionysos

Wie Nietzsche und van de Velde uns helfen, lebendige »Dritte Orte« zu entwerfen



© Ilya Föhl

Dr. Patrick S. Föhl ist Leiter des Berliner »Netzwerkes Kulturberatung« und arbeitet weltweit als Berater, Coach und Dozent im Feld kultureller Transformation

Es ist genau 25 Jahre her, als Studierende der Hochschule Potsdam und Vertreter*innen der damaligen Kunstsammlungen zu Weimar die Ausstellung »ihr kinderlein kommet... Henry van de Velde: ein vergessenes Projekt für Friedrich Nietzsche« – ihrem gemeinsamen Projekt – vor zahlreichen Gästen im Haus Hohe Pappeln in Weimar eröffneten. Im Rückblick wird sichtbar, dass das Projekt Henry van de Veldes einen sehr aktuellen Bezug zu den gegenwärtigen Diskussionen um das viel beachtete Thema »Dritte Orte« aufweist und diese inspirieren kann.¹ Natürlich erscheint es heute ungewöhnlich, ausgerechnet ein Nietzsche-Denkmal als Impulsgeber für aktuelle Kulturdebatten heranzuziehen. Es geht hier jedoch nicht um die Heroisierung einer umstrittenen Figur, sondern um die radikale räumliche Idee, die Kopf und Körper, Denken und Erleben neu zusammendenken wollte.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in einer Phase ebenfalls tiefgreifender gesellschaftlicher und kultureller Umbrüche, sollte dieses Denkmal weit mehr darstellen als ein steinerner Gedenkort für den viel beachteten Philosophen. Harry Graf Kessler, Mäzen, Kulturpolitiker und Visionär, sowie der belgische Gestalter und Architekt Henry van de Velde entwarfen ein Ensemble, das den Geist des Philosophen räumlich übersetzen wollte. Nicht nur ein Tempel für das Denken, sondern ein offenes Areal mit Stadion, Tribünen und Schwimmbecken. Alles an einem Ort, zusammen als symbiotisches Ensemble gedacht.

¹ Vgl. Kunstsammlungen zu Weimar (Hg.) (2000): Ihr Kinderlein kommet...: Henry van de Velde: ein vergessenes Projekt für Friedrich Nietzsche, Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz.

Radikal war der Entwurf, weil er zwei Sphären, die in der europäischen Stadtkultur oft strikt voneinander getrennt wurden und werden, bewusst miteinander verschränkte: die Sphäre der Kontemplation, der Kultur, der Sammlung, Reflexion und ästhetischen Form (das Apollinische) und die Sphäre des Rausches, der Bewegung, der körperlichen Erfahrung (das Dionysische). In Nietzsches Denken sind diese beiden Prinzipien keine Gegensätze, sondern Spannungsfelder, deren produktive Reibung Lebendigkeit erzeugt und erst in ihrer gelebten Dualität zu einem potenziell glücklichen, ausgefüllten und gesunden Leben führen.²

Kessler und van de Velde wollten dieser Philosophie eine gebaute Form geben: ein Areal, in dem sich kontemplative und euphorische Praktiken nicht nur nebeneinander abspielen, sondern sich durchlässig berühren. Der Weg vom Lesesaal/dem Tempel ins Stadion sollte kurz sein, der Übergang vom Gespräch in die körperliche Aktivität selbstverständlich. Es ging darum, Denkprozesse zu verkörpern und körperliche Erfahrungen zu reflektieren – eine Arte urbane Pädagogik, die Geist und Körper gleichwertig adressiert.

Das Projekt scheiterte an finanziellen, politischen und persönlichen Verwerfungen. Doch allein in der Vision liegt eine Lehre, die heute aktueller denn je erscheint: Eine Stadt oder Region und ihre Kulturinstitutionen, die Kopf und Körper, Kontempla-

² Das Begriffspaar wurde vom Philosophen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling eingeführt und später von Friedrich Nietzsche systematisch weiterentwickelt und popularisiert, erstmals in den Schriften zur »Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik« (Nietzsche, Friedrich (1872): Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik, Leipzig: Fritzsche).



Abb. 1: Modellfoto eines Entwurfs zum Nietzsche-Denkmal mit Stadion, Tribüne, Schwimmbecken und Tempel. Aufnahme von Louis Held um 1912 im Atelier von Henry van de Velde in der Kunstgewerbeschule Weimar

tion und Ekstase, Wissen und Spiel voneinander trennen, verfehlen eine entscheidende Dimension des öffentlichen Lebens.

Vom Weimarer Experiment zu den »Third Places« der Gegenwart

Gerade der Bruch zwischen der Denkmalidee von damals und den heutigen Dritten Orten ist reizvoll: Was einst als monumentales Projekt gedacht war, kann uns heute helfen, niedrigschwellige, offene Räume zu kreieren. Es geht nicht darum, Nietzsche oder seine Verehrung fortzuführen, sondern die damalige Vision räumlicher Verbindung von Denken und Erleben für heutige Fragen fruchtbar zu machen. Denn die Denkmal-Idee berührt das Konzept der »Third Places«, wie es der Soziologe Ray Oldenburg formuliert hat:³ Orte jenseits von Zuhause (erster Ort) und der Arbeit/Schule oder ähnliches (zweiter Ort), die offen, möglichst barrierearm und gesprächsorientiert sind.

Die UNESCO beschreibt solche Orte als »true citizen spaces«⁴: Räume, die Demokratie durch freie Rede, Gleichrangigkeit und spontane Begegnungen stärken. Nicht primär auf Konsum ausgerichtet, sondern auf den sozialen Kitt, der aus wiederholten, ungezwungenen Interaktionen entsteht. Dritte Orte können Empathie fördern, Zugehörigkeit erzeugen und den Austausch zwischen sozialen Gruppen ermöglichen – oft durch sehr einfache Mittel wie offene Türen, bequeme, zur Kommunikation anregende Sitzarrangements und einladende

Gastgeber*innen. Sie berühren die Menschen bei ihren Bedürfnissen und Wünschen und erzeugen dadurch Relevanz, die über den Kernnutzen einer Kultureinrichtung, die Wahrnehmung und das Erleben kultureller Angebote, hinausgeht.

Kesslers und van de Veldes Weimarer Projekt war genau das: eine geplante Infrastruktur, die apollinische und dionysische Qualitäten nicht trennt, sondern bewusst in räumliche Nähe bringt. Der Tempel für das Denken, das Stadion für die Bewegung, das Becken für das gemeinsame Erleben – und dazwischen jene Zwischenräume⁵, in denen Begegnung entsteht. Das Denkmal hätte ein Beleg dafür werden können, dass mehrere Orte in einem Ort bestehen können, die durch ihre verknüpfte Heterogenität ansprechend wirken – aber auch einzeln genutzt werden können.

Zugleich gilt: In ihrer hybriden Ausrichtung sind Dritte Orte ohne Kooperationen kaum denkbar. Bereits ihr Entstehen setzt Zusammenarbeit über institutionelle, fachliche und gesellschaftliche Grenzen hinweg voraus – ebenso wie ihr Betrieb. Gerade diese Vielschichtigkeit ist es, die ihnen potenziell besondere gesellschaftliche Wirksamkeit verleiht. Und damit zeigt sich abermals der Anspruch an die Ermöglicher*innen und Umsetzer*innen von Kunst und Kultur, kooperativer zu arbeiten, entsprechende Kompetenzen zu stärken und diese Haltung auch aktiv einzufordern sowie konstruktiv zu fördern.⁶

3 Vgl. Oldenburg, Ray (1989). *The Great Good Place: Cafes, Coffee Shops, Community Centers, Beauty Parlors, General Stores, Bars, Hangouts, and How They Get You Through the Day*, New York: Paragon House.

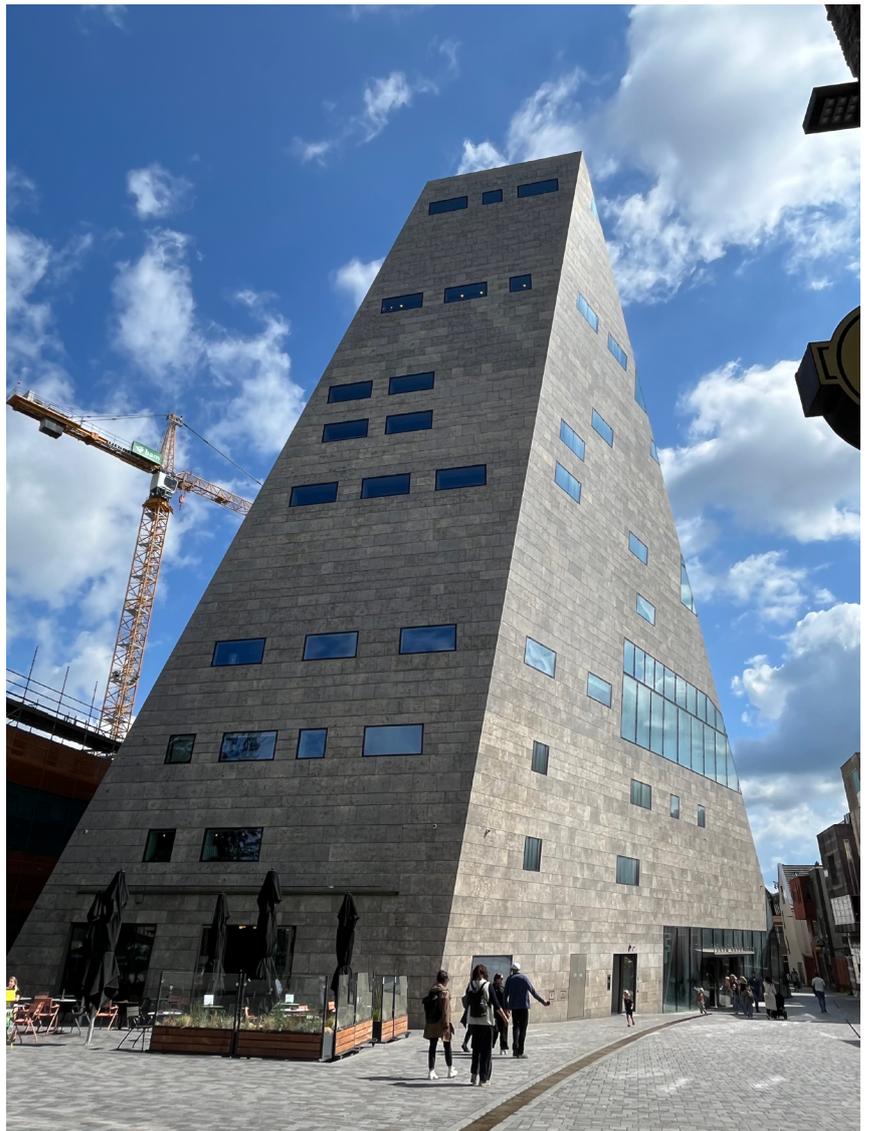
4 Vgl. <https://courier.unesco.org/en/articles/third-places-true-citizen-spaces> (letzter Zugriff: 29.8.2025).

5 Vgl. Föhl, Patrick S.; Wolfram, Gernot; Peper, Robert (2016): Cultural Managers as 'Masters of Interspaces' in Transformation Processes – a Network Theory Perspective, in: *Journal of Cultural Management. Arts, Economics, Policy*, Vol. 2 2016/1, S. 17–49.

6 Föhl, Patrick S. (2025): Kooperationen als Selbstzweck!? Vom Dauertrend zur Grundbedingung gelingender Kulturentwicklung, in: *KM. Kultur und Management im Dialog*, Nr. 183 (2025), S. 25–33.

Abb.2: Außenansicht des 2019 eröffneten Forum Groningen

Foto © Patrick S. Föhl



Wahrgewordene Beispiele dieser Art gibt es bereits weltweit: Das Gabriela Mistral Cultural Centre in Santiago de Chile, welches ein lebendiges Zentrum für darstellende und bildende Künste mit zehn Veranstaltungs- und Ausstellungsräumen für Theater, Tanz, Musik, zeitgenössische und populäre Kunst – für Profis und Laien – ist, ergänzt durch BiblioGAM (Bibliothek & Leseangebote), ein Café/Restaurant, Studiotechnik, Seminarräumen, öffentlich zugänglichen Open-Spaces, angeschlossenen Sportplätzen und einem überdachten Innenhof. Oder die vielen neu entstandenen Orte in Skandinavien wie das »Forum Groningen«, das »Kulturhuset Stadtsteatern« in Stockholm oder die »Biblo Tøyen« in Oslo – sowie in Südosteuropa das »Onassis Stegi« in Athen. Ansätze wie die »Sonntags-AGB« in Berlin oder die Aktion »The

Quiet Space« im Kraftwerk Berlin, das das riesige Industriegebäude in eine ruhige, kontemplative Umgebung verwandelt, wie der geplante Tempel auf dem Nietzsche Areal, transformieren bereits bestehende Orte.

Genau dieser Diskurs über das Selbstverständnis kultureller Orte ist mehr denn je notwendig – wenn nicht sogar überlebenswichtig. Nietzsche und das geplante Denkmal schlagen hier eine diskursive Brücke: Ausgehend von der seit dem 19. Jahrhundert in kulturellen Einrichtungen häufig künstlich etablierten Trennung menschlicher Bedürfnisse (etwa zwischen Kontemplation und offener Freude) wird das apollinische und das dionysische Prinzip wieder miteinander verbunden. Solche Ansätze bereichern den kunst- und kulturtheoretischen

Diskurs weit mehr als die noch oft sehr abstrakte und theoretische Debatte über kulturelle Teilhabe und Öffnung. Wenn man regelmäßig Kultureinrichtungen besucht, wird man feststellen, dass diese Ansätze mehr und mehr erlebbar werden.

Lehren für die Zukunft lebendiger Kulturorte

Zusammenfassend kann man hier für die lebendige und offene Gestaltung von Kulturorten vor allem die folgenden Punkte aus dem geplanten Nietzsche-Denkmal ableiten:

Programm ist Haltung, nicht Dauerbespielung: Dritte Orte leben nicht von pausenloser Eventisierung, sondern von Offenheit und Routine. Das apollinische Element braucht Rückzug, Lesbarkeit, Raum für tiefe Gespräche und den Aufbau von Vertrauen; das dionysische Element braucht Bewegung, Klang und die Erlaubnis zur Ausgelassenheit. Die Kunst liegt im fließenden Übergang, sie ist dabei kein Widerspruch, sondern muss (wieder) zusammen erlernt und gut verbunden werden.

Körperliche Ko-Präsenz ist Kulturarbeit: Wenn Denken und körperliche Aktivität im selben Raumgefüge stattfinden, entstehen Begegnungen jenseits sozialer und kultureller Blasen. Wer nach einer Lesung ins Schwimmbaden geht oder nach einem Spiel im Lesesaal verweilt, erlebt eine erweiterte Form des Miteinanders. Selbstredend ist das so nicht immer eins zu eins machbar, aber diese Bilder lassen sich ganz unterschiedlich auf die jeweiligen Gegebenheiten anpassen oder können bei geplanten Neubauten berücksichtigt werden.

Wirt*innenschaft schlägt Ausstattung: Die UNESCO unterstreicht: Gastgeber*innen sind der Schlüssel. Sie moderieren Schwellen, begrüßen Ankommende und initiieren kleine Gesprächsimpulse – und halten so das Gleichgewicht zwischen Kontemplation und Aktivität.

Kooperation als Kulturtechnik: Kooperation ist nicht nur Voraussetzung für Dritte Orte, sondern prägt sie auch inhaltlich. Erst wenn unterschiedliche Partner*innen aus Kultur, Bildung, Zivilgesellschaft oder Nachbarschaft gemeinsam Verantwortung übernehmen, entsteht jener hybride Charakter, der Dritte Orte ausmacht. Kooperation wird so zur gelebten Praxis, die den Ort selbst formt und seine besondere gesellschaftliche Wirksamkeit entfaltet.

Warum jetzt?

In einer Zeit, in der Vereinsamung, Polarisierung und Bewegungsmangel zentrale gesellschaftliche Herausforderungen sind, brauchen Städte nicht »nur« mehr Kulturprogramme oder Sportstätten, sondern vor allem offene, möglichst gemeinsame

Räume, in denen sich diese – und andere – Dimensionen kreuzen. Orte, an denen man am selben Tag ins Gespräch kommt, ins Schwitzen gerät, zuhört, lacht und Neues lernt. Nicht ohne Grund haben viele Kirchen in den USA eigene Sporthallen in ihre religiösen Einrichtungen integriert – neben Musikbühnen, Spielorten für Kinder und dem klassischen Kirchenschiff.

Dabei muss es nicht immer Sport im engeren Sinne sein. Sport steht hier stellvertretend – im Sinne des dionysischen Prinzips – für Offenheit, Aktivität, Extrovertiertheit, Erleben und Austausch. Gemeint ist ebenso, keine Angst vor einem etwas lauterem Gespräch im Museum zu haben, Möbel so anzuordnen, dass sich Gespräche nahezu aufdrängen oder auch einmal ein Getränk ins Theater mitzunehmen – kurz: Barrieren und elitäre Grenzen zu überwinden. Ebenso kann es um das Aufbrechen historischer Zuschreibungen und Konnotationen gehen, wie etwa bei der langjährigen Nutzung von Hangar 1 im ehemaligen Berliner Flughafen Tempelhof als öffentliche Sportstätte mit einzelnen Kulturangeboten, die auf große Nachfrage stießen.

Wer schon einmal ein Sportevent besucht hat, kennt die besondere Mischung aus Freude, Diversität und spürbarem Gemeinschaftsgefühl. Die Frage ist, wie sich diese Atmosphäre auch im Kulturbereich für einen breiten Teil der Gesellschaft erlebbar machen lässt? Die UNESCO spricht in diesem Zusammenhang von einer Infrastruktur für »civic trust« – jenem Vertrauen, das aus wiederholten Begegnungen zwischen unterschiedlichen Menschen entsteht, weil sie sich willkommen fühlen. Oldenburgs Theorie und internationale Forschung bestätigen: Solche Orte wirken demokratiestärkend, weil sie Zugehörigkeit schaffen, ohne Exklusivität zu fördern.

Weimar hat gezeigt, wie visionär es sein kann, das Apollinische und das Dionysische in einem (öffentlichen) Raum sichtbar verbinden zu wollen. Diese Verbindung könnte heute ein Schlüssel sein, »Third Places« nicht »nur« als Treffpunkte, sondern als Trainingsräume der Demokratie zu gestalten – mit der Energie eines Stadions und der Tiefe einer Bibliothek, in einer Architektur, die beides atmet. So verstanden, ist das Weimarer Experiment nicht nur eine kulturhistorische Episode, sondern ein Impuls für die Stadtentwicklung insgesamt: Städte als offene Resonanzräume, in denen Geist und Körper, Nachdenken und Erleben, selbstverständlich zusammengehören. In einer globalen Perspektive fügen sich solche Orte in die breitere Debatte um kulturelle Demokratie ein – als Laborräume, in denen Teilhabe, Vertrauen und Diversität praktisch erprobt und gelebt werden. ■